

FÜR VALENTINA!



www.editionkeiper.at

© edition keiper, Graz, September 2013

literatur nr. 32

Lektorat: Sigrid Weiß-Lutz

Layout und Satz: textzentrum graz

Cover- und Autorenfoto: Pilo Pichler


Titel-Font: El Stinger (dafont.com, *Christopher Hand*)

ISBN 978-3-902901-28-6



Gedruckt nach der Richtlinie des
Österreichischen Umweltzeichens
„Druckerzeugnisse“,
Druckerei Theiss GmbH, Nr. 869



 kultur steiermark

GRAZ
KULTUR

GERHARD SCHEUCHER

FRÜHSTÜCK MIT EINEM CLOWN

| | | |
|---|--|----|
| | Wäre da etwas dabei? | 9 |
| 1 | (KOMMUNIKATION) | |
| | VIRTUELLE BASSENA | 11 |
| | Generation Quatschkopf | 13 |
| | Die Macht der Worte! | 17 |
| | Wie wäre es mit einer digitalen Diät? | 20 |
| | Anläuten und fragen, was los ist! | 22 |
| | Wieso schreiben immer alle dagegen, aber kaum jemand dafür? | 25 |
| | Geld oder Beton | 27 |
| | Brot und Spiele im Namen Gottes | 30 |
| 2 | (GLEICHSTELLUNG) | |
| | ALICE SCHWARZERS MINIROCK | 35 |
| | Watchgroup Milchbart | 37 |
| | Darwin in Karenz | 40 |
| | Zurück an den Herd! | 43 |
| | Der Frauentag braucht eine neue Markenstrategie | 45 |
| 3 | (UMWELT) | |
| | KILLERGURKEN & WEGWERF-KÜKEN | 49 |
| | Versprechen mit Halbwertszeit | 51 |
| | Pestizide aus Plastic City. | 53 |
| | Ich brauche eine footprinttechnische Quersubventionierung! | 56 |
| 4 | (INNOVATION) | |
| | THINK BIG! | 59 |
| | Try again! | 61 |
| | Innovation im Klassenzimmer | 63 |
| | Zukunft ist jetzt | 66 |
| | Ich will fahr'n | 69 |
| 5 | (ENTSCHLEUNIGUNG) | |
| | ZEIT-LUPE | 71 |
| | Tempo! Tempo! Tempo! | 73 |
| | Nur ein paar Flügelschläge | 76 |
| | Don't hurry sickness!. | 78 |
| | Irrenhausverwaltung. | 81 |

| | | |
|----|--|-----|
| 6 | (SCHEITERN) | |
| | SCHLÜSSELQUALIFIKATION SCHEITERN | 85 |
| | Vertrauen wir in uns selbst! | 87 |
| | Von den Klammeraffen | 90 |
| | Hausverstand per Postversand | 93 |
| | Motivationsfaktor Umgangsformen | 96 |
| | Niemals aufgeben! | 99 |
| | Hoffnung für Pessimisten? | 101 |
| 7 | (WERTE) | |
| | PFLICHTFACH HERZENSBILDUNG | 105 |
| | Vom Ideal des ehrbaren Kaufmanns | 107 |
| | Wert der Werte | 110 |
| | Nietzsches Affen | 113 |
| | Sinnentleert durch die stille Zeit | 115 |
| | Vom Ende der Freiheit! | 118 |
| 8 | (LEISTUNG) | |
| | RUNTER VON DER COUCH! | 121 |
| | Hartzer oder Selfmademan? | 123 |
| | Spiel auf Sieg! | 126 |
| | Von der Stärke des Willens | 128 |
| 9 | (MITMENSCHLICHKEIT) | |
| | WIR SIND EINE WELT | 131 |
| | Joy to the World! | 133 |
| | Vom Privileg, selbstbestimmt zu leben | 136 |
| | Die Starken von heute könnten die Schwachen von morgen sein. | 138 |
| | Mit kleinen Gesten Großes bewirken, um Schlimmes zu verhindern. | 140 |
| | What the fuck is »Achtsamkeit«? | 143 |
| 10 | (LEBENSFREUDE) | |
| | LEBENSLUST STATT LEBENSFRUST | 147 |
| | Wenni wari hätti | 149 |
| | My Way | 152 |
| | Clowns zum Frühstück | 154 |
| | Lebenserfreuende Prioritäten | 156 |
| | Wer nicht genießt, ist ungenießbar. | 159 |
| | Lebst du noch oder lebst du schon? | 163 |

Wäre da etwas dabei?

Es ist ein paar Jahre her, da habe ich mit Klaus, einem meiner ältesten Freunde, in einem dieser modernen Informationsaustauschkanäle eine Konversation geführt. Wenn wir beide diskutieren, dann sind wir nie um Pointen verlegen, ganz im Gegenteil. Im Rahmen unseres digitalen Dialoges schrieb ich ihm: »Ich glaube, du hast einen Clown gefrühstückt!«, was seit diesem Zeitpunkt zu einem Running Gag avanciert ist, wenn ich Menschen als besonders unterhaltsam wahrnehme, in jener spaßigen Grundeigenschaft also, die das Wesen eines Clowns charakterisiert. Ich spreche hier von Frauen und Männern, die ihre Existenz nicht einfach nur passiv erdulden oder gar erleiden, sondern diese aktiv und freudvoll gestalten.

Oftmals denke ich mir, welch trostloses Leben manche meiner Zeitgenossen wohl führen. Immer nur darauf bedacht, nirgends aufzufallen, immer in Deckung zu gehen und sicher erst im Nachhinein zu zu wissen, was vorher richtig gewesen wäre. Ich will da keine weiteren Kategorisierungen vornehmen, aber die Gesellschaft benötigt in meinen Augen das genaue Gegenteil. Gefragt sind Menschen, die für etwas eintreten und die nicht beim ersten Windstoß ihre Haltung und Marschrichtung ändern. Es bedarf Menschen, die mit Begeisterung und Engagement dafür brennen, sich konsequent und nachhaltig mit ihren kreativen Ideen und Gesellschaftsentwürfen für diese Welt einzubringen.

Ich gehöre ja eher zur lebensbejahenden Genussfraktion. Ich esse gerne, ich trinke gerne, ich diskutiere gerne und bin auch nicht darum verlegen, meine Streiche zu spielen. Und oftmals entstehen gerade in diesen genüsslichen Momenten ganz neue Impulse und manch schräge Ideen. Gedankengänge zur »Rettung

der Welt« oder darüber, wie man die Welt, die Gesellschaft anders und besser denken könnte. Diese zeitkritischen Überlegungen bringe ich konsequent zu Papier. Die Auswahl an Texten, die hier getroffen wurde, hat über den Tag hinaus Bestand und soll dazu animieren, eigene Standpunkte zu hinterfragen und mit anderen Menschen oder auch mit mir in Diskussion zu treten. Und sollten Sie mit meiner Textsammlung nicht allzu viel anfangen können, dann geben Sie nicht auf, Ihren eigenen Clown zu suchen, den Sie zum Frühstück verspeisen können. Vielleicht wäre Ihnen dabei ja der legendäre Charlie Rivel hilfreich, der als katalanischer Clown zu Weltruhm gelangte und so treffend formulierte: »Jeder Mensch ist ein Clown, aber nur wenige haben den Mut, es zu zeigen!«

Große Momente – und die Fertigstellung eines Buches ist einer jener – brauchen Worte der Demut. Ich habe einigen Menschen zu danken, die mich bei diesem, meinem fünften, Buchprojekt unterstützt haben. Claudia Piller-Kornherr möchte ich an dieser Stelle nennen, da sie mich dazu animiert hat, mit dem Schreiben dieser Texte zu beginnen. Sie war es auch, die insbesondere in den Anfangszeiten einigen Gedankengängen den letzten Schliff gegeben hat. Andrea Hermann-Trost hat, wie bei all meinen relevanten Projekten, auch bei diesem Vorhaben ihren klugen Geist eingebracht. Angelika Vauti-Scheucher war oftmals unverzichtbares Korrektiv. Und Anita Keiper, meine Verlegerin, ist voller Überzeugung von Beginn an hinter der Idee zu diesem Buch gestanden und hat ihm die Chance auf Realisierung gegeben. Vielen Dank an die geballte Frauenpower! Und Ihnen, geschätzte Leserinnen und Leser, wünsche ich möglichst viele Clowns, die Ihnen auf den nächsten Seiten begegnen. Wenn Ihnen der eine oder andere schöne, mitunter auch nachdenkliche Stunden beschert, dann habe ich mein Ziel erreicht!

Herzlichst, Gerhard Scheucher
Wien, im Mai 2013

1 (KOMMUNIKATION)
VIRTUELLE BASSENA

Generation Quatschkopf

23. September 2009

Marion ist schon wieder das Teewasser übergegangen. Birgit freut sich auf »Dr. House«. Und Robert bringt gerade sein Auto in die Werkstatt. Aha. Und *thanks for sharing*. Eine typische Facebook-Mitteilung besteht aus wenigen Worten und ist inhaltlich so dünn wie Miso-Suppe. Ständig wollen jetzt Menschen mit mir in Verbindung treten, um Inhalte zu teilen. Manche dieser Menschen kenne ich gar nicht. Ich antworte auch nur selten. Ich bekomme eine Mail von Facebook: »*Sophie added you as a friend. Confirm?*« Kann man das ablehnen? Eine Freundschaftsanfrage? Ist das nicht schnöselig, unkommunikativ, asozial?

In einem Zeitungsartikel habe ich gelesen, dass Leute wie ich, die noch im Telefonzellen-Zeitalter groß wurden, ohne Internet und Facebook, als »digitale Immigranten« bezeichnet werden. Früher bin ich, wenn ich Inhalte teilen wollte, in die Telefonzelle gegangen und habe jemanden angerufen. Das war *old school*. Als die Handys aufkamen, die E-Mail, die SMS, war ich nicht bockig, sondern aufgeschlossen, ich mailte und simste. Doch mit Facebook hat das exzessive Multitasking für mich eine neue Dimension, die Bedeutungslosigkeit der virtuellen Kommunikation ihren traurigen Höhepunkt erreicht. Ich will nicht noch mehr Informationen teilen. Mir gehen die Inhalte aus. *My content is empty*.

Weltweit sind angeblich bereits ¹250 Millionen User registriert, allein in Europa zählt die Facebook-Gemeinde 100

¹ Stand Juli 2013: Weltweit – 1,1 Mrd. Nutzer, Europa – 269 Mio. Nutzer, Österreich – 3 Mio. Nutzer.

Millionen Menschen. In Österreich stieg die Mitgliederzahl der digitalen Community im Vorjahr um fast 500% – 663.000 User *poken, requesten* und *removen* bisweilen auch Freunde, die sie in der Regel nie von Angesicht zu Angesicht treffen. Millionen von Menschen werden in web-basierten sozialen Netzwerken de facto zu Voyeuren oder sie spionieren im Namen der »beruflichen Recherche« Kunden, Lieferanten oder Mitarbeiter aus. Nie zuvor waren Menschen und ihre Beziehungen besser durchleuchtbar als heutzutage. Nie zuvor haben Menschen freiwillig mehr von sich selbst preisgegeben als heutzutage. Nie zuvor haben Menschen so leichtfertig auf ihre Privatsphäre verzichtet wie heutzutage. Kein Wunder also, dass immer mehr User irgendwann freiwillig den Exodus aus der virtuellen Bassena wählen und ihren Account kurzerhand löschen.

Und auch im Arbeitsleben ist der Kommunikationswahn allgegenwärtig. Standen früher in den Büros und Agenturen alle in der Teeküche zusammen, um zu zeigen: »Ich bin dabei, ich bin gut vernetzt«, so läuft heute alles über E-Mail ab. Zahllose Nachrichten dienen nur der Statusabsicherung, abgesandt am Sonntag oder um zwei Uhr nachts. Wer zeigen will, wie fleißig er ist, kopiert einfach den Chef CC oder BCC ein. Frei nach dem Motto: Wer schreibt, der bleibt. »Etwa 50-mal pro Tag öffnet ein typischer »Informationsarbeiter« sein E-Mail-Fenster, 77-mal wendet er sich dem Instant-Messaging-Programm für den schnellen Versand von Nachrichten zu, nebenbei werden noch etwa 40 Webseiten besucht. So hat es die US-Beratungsfirma RescueTime errechnet, nachdem sie die Nutzerprofile von 40.000 Angestellten untersuchte«, schreibt der *Spiegel* im vergangenen Jahr in seiner Titelstory »Macht das Internet doof?«

Eine Zahl, die im unmittelbaren Vergleich zu denken geben sollte: Ein durchschnittliches deutsches Paar widmet dem wechselseitigen Gespräch gerade mal zwei (!!!) Minuten täglich, so eine aktuelle Studie. Und für unzählige alte Menschen

ist der Fernseher nach dem Tod des Partners zur wichtigsten »Bezugsperson« geworden. Dabei hätten gerade sie uns vielleicht viel zu erzählen. Was ist los mit einer Menschheit, die quatscht und quatscht und quatscht, ohne etwas zu sagen, ohne Orientierung zu geben oder auch nur im Ansatz substanzielle Antworten auf das eigene Sein zu liefern?

Vor Kurzem habe ich eine interessante Geschichte gelesen: Nathan Zeldes erforscht beim amerikanischen Chip-Produzenten Intel seit Jahren den Einfluss digitaler Kommunikation auf die Arbeits- und Lebensbedingungen seiner Kollegen. Über zwei Drittel aller E-Mails werden binnen Sekunden geöffnet, wurde dabei herausgefunden. Insgesamt rund drei Stunden pro Tag brauchen seine Mitarbeiter zum Bearbeiten ihrer Elektropost, große Teile davon überdies vollgestopft mit überflüssiger Information. Deshalb hat er sich einen umfangreichen Pilotversuch (Projektname: »Quiet Time«) ausgedacht und unlängst abgeschlossen. Sieben Monate lang galt dabei an zwei Intel-Standorten in Texas und Arizona jeden Dienstagmorgen für 300 Ingenieure und Manager offiziell »Ruhezeit«. E-Mails und Instant Messenger wurden offline gestellt, bei Handy und Telefon die Anrufbeantworter aktiviert, Meetings vermieden. Vier Stunden lang sollte ungestört Zeit zum Nachdenken sein. Über 70% der Mitarbeiter waren so davon begeistert, sich endlich einmal ohne Kommunikationsstress in Ruhe konzentrieren zu können, dass sie diese Regelung auch nach Projektende beibehielten.

Noch ein letzter Sprung zurück zu Facebook: Anfang des Jahres machte die amerikanische Fastfood-Kette Burger King mit einer Guerilla-Marketingaktion von sich reden. »Tausch eure Facebook-Freundschaften gegen einen Hamburger!«, lautete das Angebot der Kette. Um einen »Angry Whopper« im Wert von 3,69 Dollar zu erhalten, mussten die Kunden zehn Facebook-Freundschaften kündigen. 185.000 Freunde gingen seit Jahresbeginn schon über den Jordan.

Vor wenigen Tagen dann diese Schlagzeile: Die 15-jährige Holly Grogan sprang nahe der britischen Stadt Gloucester von einer Brücke, weil sie mit den Beschimpfungen und dem Druck ihrer »Freundschafts-Gruppe« auf Facebook nicht mehr zurecht kam. Das Mädchen war bereits der siebzehnte Fall von Selbstmord aufgrund von Mobbing in sozialen Netzwerken.

Ich frage mich ganz ehrlich: In welcher Welt leben wir, wo wir unsere Kinder vor Gefahren wie Cyber-Mobbing schützen müssen? Was bedeutet ein Begriff wie »Freundschaft« in Zeiten von Facebook, Twitter & Co? Wie wertvoll ist heute ein Gespräch? Und was ist schon ein Smiley über Messenger im Vergleich zu einer menschlichen Geste? Ich glaube, ich bin ein digitaler Immigrant.

Die Macht der Worte!

13. Februar 2012

Musik hat mich nie sonderlich interessiert, auch wenn ich mit einigen Episoden meiner klangvollen Darbietungen aufwarten könnte. So war ich beispielsweise das einzige Kind meines Jahrgangs, dem bei der Vorspielstunde der Musikschule der Gang auf die Bühne verwehrt wurde. Der Musikschuldirektor höchstpersönlich hatte mir den Auftritt untersagt. Er ließ mich vor meinen Mitschülern öffentlich scheitern, wenn Sie so wollen. Das war das Ende meiner kurzen, aber durchaus emotionalen musikalischen Laufbahn. In weiterer Folge besuchte ich als Jugendlicher so manches Konzert, wenngleich die Musik nicht der wirkliche Grund war, sich in irgendwelche dröhnenden Hallen zu begeben, es war vielmehr das Gemeinschaftserlebnis mit Freunden. Mein Großvater väterlicherseits, der schon vor meiner Geburt verstorben war, soll ein guter Musikant gewesen sein, der mehrere Instrumente beherrschte. Mir wurde diese Gabe zu 100% nicht weitervererbt, das kann ich mit gesicherter Erkenntnis behaupten. Daher kann ich zwar für mich beurteilen, welches Genre mir gefällt oder auch nicht, aber ob jemand die Saite oder den Ton exakt trifft, kann ich nicht bewerten. Die Musik und ich haben ein ambivalentes Verhältnis zueinander, manchmal nehme ich lediglich als Medienkonsument von ihr Notiz, so wie heute bei der morgendlichen Zeitungslektüre.

Das bestimmende Thema war der Tod der Sängerin Whitney Houston, die ihren geplanten Auftritt bei der Grammy-Verleihung in Los Angeles nicht mehr erleben sollte. Ein tragisches Ende einer glanzvollen Karriere! Nach unzähligen Entziehungskuren startete die Souldiva vor knapp zwei Jahren einen misslungenen Comeback-Versuch. Das Magazin

Stern verkündete damals: »Diese Frau gehört nicht mehr auf die Bühne. Es sollte ihr viel umjubeltes Comeback werden. Auf ihrer Welttournee gibt Whitney Houston auch zehn Konzerte in deutschen Großstädten. Schon bei ihrem ersten Auftritt in Berlin enttäuschte Whitney ihre Fans bitterlich. Der Absturz einer Diva.« So viel zum Thema »Gib jemandem eine zweite oder dritte Chance.« Ich will mich jetzt nicht als Psychologe betätigen, aber was löst das in einem Menschen aus, der nach einer schwierigen Zeit nochmals versucht durchzustarten, aber eigentlich keine Chance mehr bekommt, außer jene der öffentlichen Demütigung. Wenn man dann heute die Nachrufe in einigen Zeitungen liest, dann kommt einem wirklich das Kotzen. Einige von denen, die Whitney Houston noch 2010 öffentlich vorgeführt haben, schreiben heute Tränen einflößende Nachrufe, gefühlvoll und warmherzig. Was für eine erbärmliche Doppelmoral! Die Medien sind nicht schuld am Tod der Ausnahmekünstlerin, sie haben aber eine große Verantwortung und ebensolche Vorbildfunktion für ein Grundklima, in dem Menschen wertschätzend miteinander leben. Worte, ob geschrieben oder gesprochen, können eine unglaubliche Kraft entwickeln.

Vor einiger Zeit habe ich einen Vortrag vor knapp 200 jungen Unternehmern gehalten. Ich habe in einem Saal des Austria Center Vienna über das Scheitern, über Chancen nach einer Niederlage, über die Höhen und Tiefen des Lebens gesprochen. Nach dem Referat kam ein älterer Herr zu mir, der mich fragte, ob ich wüsste, woher die kaiserliche Grußformel »Es war sehr schön, es hat mich sehr gefreut« komme. Ich verneinte, und der Mann erzählte mir folgende Geschichte: Es gab einmal einen österreichischen Kaiser, der immer gesagt hat: »Es war sehr schön, es hat mich sehr gefreut!« Das ist auch heute noch eine sehr beliebte Redewendung, wenn man im sozusagen immer noch barocken Wien verkehrt. Dieses zum österreichischen Sprachgebrauch gehörende Zitat basiert auf einer tragischen Geschichte. 1869 wurde das damalige k.u.k.

Hofoperntheater in Wien eröffnet. Dieser Prachtbau an der Ringstraße, die heutige Staatsoper, wurde unter anderem vom Architekten Eduard van der Nüll erbaut. Er hat sich das Leben genommen, nachdem Kaiser Franz Joseph diesen Bau – wie andere Menschen auch – kritisiert hatte. Daraufhin hatte sich der Kaiser zur Gewohnheit gemacht, auf heikle Fragen mit der stereotypen Phrase: »Es war sehr schön, es hat mich sehr gefreut!« zu antworten, um etwaige Kritik zu verbergen.

Die Geschichte hinter diesem Zitat zeigt, welche Verantwortung wir alle in der Verwendung von Worten haben. Dass Worte Waffen sind, wurde schon mehrfach in der Literatur festgestellt. Egal, ob im Privaten oder in Führungspositionen, wir sollten uns öfter einmal fragen, welche Wirkung unsere Worte auf ein Gegenüber haben. Was das Gesagte für den anderen bedeutet, wenn man manchmal in einem emotional aufgeheizten Zustand Worte über die Lippen bringt, die man später bereut.

Wie wäre es mit einer digitalen Diät?

20. März 2012

Vor einigen Tagen sagte ein alter Mann, den ich als gütigen Freund bezeichne, zu mir: »Wie wäre es, wenn wir wieder mal auf einen Frühschoppen gehen?« Der betagte Herr, weit über 80 Jahre alt, erzählte mir, dass diese Zusammentreffen in früheren Zeiten etwas Besonderes gehabt haben. Am Land war es so, dass die Männer mit ihren Frauen – oder jenen, die es werden wollten – gemeinsam zur sonntäglichen Messe in den Ort gingen. Auf dem Weg in die Kirche schoben die Männer das Fahrrad der Damen, damit sie nebeneinander gehen konnten. Nach dem sonntäglichen Kirchgang fuhren die Frauen dann mit dem Rad nach Hause, um das Mittagessen vorzubereiten. Die Männer jedoch versammelten sich vor der Kirche. Aus finanziellen Gründen wurde der Weg zum Frühschoppen ins Wirtshaus nicht regelmäßig beschritten, oftmals reichte der Vorplatz vor dem Gotteshaus, um mit anderen Menschen, mehrheitlich Männern, zu kommunizieren.

Lassen wir einmal Aspekte der Gleichberechtigung weg. Können Sie sich, verehrte Leserinnen und Leser, daran erinnern, wann Sie das letzte Mal mit Menschen im Halbkreis auf einem Platz zusammengestanden haben, um Fragen des Alltags zu besprechen? Wann Sie den Dialog mit Menschen gesucht haben, von Angesicht zu Angesicht – und nicht nur via Skype, Facebook oder Twitter? Warum haben wir diese Form des Gesprächs in unseren Breiten nahezu verlernt, während auf einem Platz stehende, sprechende und gestikulierende Menschen selbstverständlich zum Stadtbild im Süden Europas gehören, wenn man dort durch die Straßen flaniert, egal zu welcher Tages- oder Nachtzeit? Ich weiß schon, dass auch in diesen

Ländern WEB-2.0-Technologien Alltag sind, aber es scheint, dass daneben »leibhaftige« Gespräche zwischen Menschen eine unverzichtbare Ebene der Kommunikation darstellen.

»Dass wir miteinander reden können, macht uns zu Menschen«, befand schon einer meiner Lieblingsphilosophen, Karl Jaspers (1883-1969). Aber wo und mit wem reden wir, um zwischenmenschliche Beziehungen zu fördern, frage ich mich? Haben wir die Kommunikation nicht zu einem rein anlassbezogenen Prozess verkommen lassen? Ist es nicht so, dass all die menschenverbindenden Technologien zwar räumliche Distanzen verringern, aber zugleich den emotionalen Abstand zwischen Menschen vergrößert haben? Die bekannte US-Soziologin Sherry Turkle beklagt in ihrem neuen Buch *Verloren unter 100 Freunden*, dass wir in der digitalen Welt seelisch verkümmern. Auf Grundlage umfangreicher Studien kommt die Professorin vom Massachusetts Institute of Technology (MIT) zu einem alarmierenden Schluss: »Beziehungen zu pflegen, Freundschaften in Gesprächen zu vertiefen und Liebe durch Fürsorge zu geben, erscheint Menschen heute oft zu kompliziert. Allein zu sein, ist für die meisten aber mindestens genauso unerträglich. Und so kommunizieren sie rund um die Uhr im Netz und werden zunehmend unfähig, echte Gespräche zu führen. Sie haben zahlreiche Facebook-Freunde – und sind einsam.« Ein wirksames Konzept, um dieser Entwicklung Einhalt zu gebieten, wären eine digitale Diät oder digitale Ruhepausen, wie sie die Expertin fordert, um an bestimmten Orten wieder menschliche Konversation stattfinden zu lassen.

In diesem Sinne freue ich mich auf Anfragen und Einladungen zu realen Gesprächen – vielleicht auch bei einem Frühschoppen!

Anläuten und fragen, was los ist!

12. August 2012

Ich bin gerade dabei, ein paar Dinge zu ordnen, ich ziehe nach über acht Jahren aus meiner Wohnung in der Wiener Innenstadt aus. Irgendwie habe ich die Gegend um die Wohnung, den Spittelberg und die Steinwurfnähe zum 1. Bezirk, sehr gut angenommen. Es freut mich immer wieder, dass ich von Kultur, Urbanität und modernem Lebensgefühl umgeben bin, eingebettet in traditionsreiche Gebäude, wo jedes für sich unzählige Geschichten erzählen könnte. Wenn ich beispielsweise aus meinem Wohnzimmerfenster schaue, dann blicke ich auf das Mechitaristenkloster, eine Kongregation armenisch-katholischer Mönche, die 1810 in Wien sesshaft wurden. Was könnte diese schmale Wohnstraße, mit Steinen gepflastert, an Geschichten erzählen – über Menschen, die sich durch diese Gasse bewegt haben, über das Geschehen hinter den Hausmauern. In wenigen Wochen werde ich dann vermutlich letztmalig durch die Eingangstür des Hauses Mechitaristengasse Nummer 7 schreiten. Ob ich in Wien bleibe oder nach Berlin gehe, ob ich mich als Fakir in Indien versuche oder Schlangenbeschwörer in Bangladesch werde, all das ist noch ungewiss.

Es vergehen die Jahre, man wird an einem Ort zeitweise sesshaft und dennoch bleibt vieles fremd. Als ich heute Morgen die Wohnung verlassen habe, dachte ich mir, da lebe ich nun in einem für eine Großstadt sehr kleinen Haus, es gibt dort gerade mal acht Wohnungen, und ich kenne keinen einzigen Nachbarn persönlich beim Namen. Und das nach fast einer ganzen Dekade. Man begegnet einander im Stiegenhaus, grüßt freundlich, und das ist es gewesen. Ein persönliches Gespräch

findet so gut wie nie statt. Ich verlasse im Normalfall sehr früh das Haus und komme eigentlich nie zu einer üblichen Büroschlusszeit nach Hause. Einzig meine Nachbarn einen Stock unter mir sehe ich manchmal im Haus oder davor auf der Straße, wenn sie mit ihren Hunden raus müssen. Als ich in all der Zeit einmal bei einem Nachbarn angeläutet habe, weil ich mir einen Schraubenzieher ausborgen wollte, war dieser sichtlich über meinen unerwarteten Besuch irritiert. Vor meinem Küchenfenster führt eine Pawlatsche (Laubengang des Hinterhofes) zu einer kleinen Garçonnière, in der immer wieder neue Mieter, meist Studenten, wohnen. Ich sehe manchmal ihre Silhouetten an meinem Fenster vorbeihuschen, aber weder habe ich mich jemals bei einem Nachbarn vorgestellt noch einer sich bei mir.

Vor einigen Tagen habe ich erstmalig den Namen Silvia Seidel registriert. Der Name dieser Frau ist mir nicht bekannt gewesen, erst die Medienberichte über ihren Selbstmord haben mir das Schicksal des einstigen Kinderstars vermittelt. Die 1969 geborene Münchenerin wurde in den Achtzigerjahren als Ballettschülerin in der Hauptrolle der ZDF-Weihnachtsserie *Anna* zum Star, Tausende Mädchen eiferten ihr nach. Vergangene Woche bereitete sie ihrem Leben ein Ende, vereinsamt, verarmt, ohne festes Engagement und offensichtlich ohne Freunde. Tagelang hat sie tot in ihrer Unterkunft gelegen, erst der Wirtin vis-à-vis ihres Wohnhauses ist aufgefallen, dass tagelang auch in der Nacht das Licht gebrannt hat. Daraufhin alarmierte sie die Polizei, die nur noch den leblosen Körper der Schauspielerin vorgefunden hat. Nachdem ich heute in einer Zeitung gelesen habe, dass in Wien eine Frau vermutlich 18 (!) Monate tot in ihrer Wohnung gelegen hat und das weder ihren Nachbarn noch sonst jemandem aufgefallen ist, greife ich mir nur mehr an den Kopf. In einer angeblich immer vernetzter werdenden Welt vereinsamen wir immer mehr und nehmen voneinander im realen Leben keinerlei Notiz.

Der Drehbuch-Autor der Fernsehserie *Anna*, Justus Pfaue, hat in der *B.Z.-Berlin* einen Nachruf auf die verstorbene Silvia Seidel geschrieben. Am Ende seiner Zeilen schrieb er: »Jemand hätte sie in den letzten Jahren anrufen sollen. Jemand hätte fragen sollen, wie es ihr geht. Jemand hätte Silvia Hilfe anbieten sollen. Dafür schäme ich mich heute: Dieser Jemand hätte ich sein können.« Worte, die einen nachdenklich werden lassen. Sofort fallen einem Menschen ein, die sich vielleicht über einen Kontakt freuen würden. Beginnen könnte man in der unmittelbaren Nachbarschaft, anläuten und fragen, was los ist. So einfach könnte eine Basis für gesellschaftliches Miteinander gelegt werden, die vielleicht am Ende Leben rettet. Diesen guten Vorsatz will ich auch für meinen bevorstehenden Wohnungswechsel fassen!

Wieso schreiben immer alle dagegen, aber kaum jemand dafür?

16. März 2012

Irgendwie quält mich der Alltag! Nicht deswegen, weil ich heute schon um vier Uhr morgens aufgewacht bin und ob meiner frühen Bettflucht ein paar Geschichten von und über den von mir sehr verehrten Helmut Qualtinger gelesen habe. Mein entscheidender Fehler war eher der, dass ich nach der Buchlektüre wieder einmal ein paar Zeitungen gelesen habe. Es ist schon beachtlich, dass es kaum Geschichten gibt, die ermutigen, die Freude bereiten, die einen weiterbringen. Die triste Auswirkung des Medienkonsums ist das emotionale Downgrading – verbunden mit der Frage, ob es überhaupt noch Sinn macht, die Wohnung zu verlassen, bei all dem, was auf der Welt passiert. Ich empfinde es zunehmend unerträglich, dass in vielen Redaktionsstuben offensichtlich nur mehr Menschen sitzen, die ihren Tag damit verbringen, andere zu verhöhnen, zu verspotten, zu verunglimpfen, schlicht und einfach herunterzumachen. Was müssen solche Menschen für ein »Innenleben« haben?

Der Vorteil, manche Geschichten auf nahezu nüchternen Magen zu lesen, erspart einem zumindest ob nicht vorhandenem Mageninhalt das Kotzen. Was ist los? Ist es tatsächlich so schwer, für etwas einzutreten? Wo sind die engagierten und visionären »Leitartikler«, die mich nicht mit dem zehnten Kommentar in Beinpinklermanier langweilen? Wo sind die spitzen, scharfsinnigen und differenzierenden Federn des Landes, die beispielsweise überzeugend für politische Hygiene eintreten und die nicht in ihren bemüht geschriebenen Kommentaren jenes System anprangern, das ein paar Seiten

später durch gefällige Berichterstattung schöngeschrieben wird – weil das eben dem Inserate-Aufkommen aus dem politischen System und dessen Umfeld dient.

Früher einmal hat es noch wahre Meister gegeben, die mit ihrer formulierten Kritik die Lust am Lesen förderten. Karl Kraus war so einer. Aber davon sind wir heute weit entfernt. Angebrachte Kritik wird hierzulande sehr oft mit persönlicher Hinrichtung verwechselt. Die journalistische Grundkultur besteht bei vielen aus den zweifelhaften Tugenden des Neids und der Missgunst. Ich plädiere nicht für Anpasstheit, für das Wegschauen, dort, wo kritisches Hinschauen angebracht wäre. Ich frage mich aber, wie sich eine Zeitung lesen würde, wenn Journalisten ihre Geschichten verpflichtend mit positiven Aspekten versehen müssten? Mit Gedanken, die den Menschen eine positive Handlungsanleitung sein könnten. Eine Gebrauchsanweisung, um sich besser durchs Leben navigieren zu können. Die Energie, die man aussendet, bekommt man zurück. Wer am Morgen in der U-Bahn die Menschen beim Lesen einer Zeitung beobachtet, der weiß, wovon ich spreche. Ich finde, dass unser Land in schon so vielen Bereichen einen kulturellen Niedergang erlebt, die Medien sollten dabei nicht willfährig mitmachen, sondern vehement und beispielgebend für einen kulturellen Neuanfang, insbesondere einen politischen, eintreten.

Geld oder Beton

19. September 2012

Eine liebe Freundin von mir hat eine leitende Position als Verkaufsleiterin bei einer österreichischen Tageszeitung. Vor einiger Zeit erzählte sie mir folgende Geschichte: Der Chefredakteur des Mediums hatte ein führendes Mitglied der heimischen Bundesregierung in einem Kommentar so richtig vernichtet. Der solcherart angegriffene Minister griff zum Hörer und fragte den schreibenden Scharfschützen, was ihn veranlasst hätte, in dieser Art über seine Arbeit zu urteilen. Der Verfasser der Kolumne verteidigte daraufhin seine Sichtweise der Dinge gegenüber dem Politiker, der dies ohne weitere Diskussion zur Kenntnis nahm. Der weiterhin amtierende Staatsmann ließ daraufhin der Verkaufsabteilung des Mediums über seinen Pressesprecher ausrichten, dass er ein nahezu siebenstelliges Budget für eine Jahreskooperation seines Ministeriums mit der Zeitung einfrieren werde, da er sich diese Form des Umgangs nicht gefallen lasse. Geschäftsführung und Redaktion haben sich ob des drohenden Verlustes der Butter für das Brot in weiterer Folge darauf geeinigt, ein Zeichen der Wiedergutmachung zu setzen, um ein fix eingeplantes Budget nicht zu gefährden. Ein paar Tage später erschien ein großes Interview mit dem Minister, und die Welt war wieder in Ordnung – Irritationen bereinigt und Geldflüsse gesichert. Diese Geschichte spielte sich nicht in einem der sogenannten »Krawallblattln des Wiener Boulevards« ab, wie selbsternannte Qualitätsjournalisten sehr gerne die aus ihrer Sicht minderen Mitbewerber nennen, sondern in einem ihrer eigenen Leitmedien.

Österreich ist ein kleines Land. Das bedingt, dass sich Menschen eher und häufiger begegnen als in größeren Ländern.

Ab einer gewissen gesellschaftlichen Hierarchieebene kennt jeder jeden. Es treffen sich immer dieselben Leute aus Politik, Wirtschaft und den Medien, und manchmal kommt ein «Satellit» dazu. Im Normalfall ist das alles ein in sich geschlossenes System. Entscheidend ist im hohen Ausmaß nicht, was du kannst, sondern wen du kennst und was du an Gegenleistung nach dem Prinzip »Eine Hand wäscht die andere« einbringen kannst. Wenn man sich bei diesen vielfältigen Gelegenheiten über den Weg läuft, entstehen amikale Gesprächsatmosphären, man spricht über vieles, selbstverständlich auch über das Geschäft. Und es soll vorkommen, dass auch Herausgeber oder Geschäftsführer von Medien anwesend sind. Selbige treffen auf Politiker, erzählen von Ideen, Kooperationspotenzialen zwischen den beiden Welten. Das ist die freundliche Herangehensweise, andere Medienleute sollen ganz unverblümt auf ihre »politischen Kunden« losgehen, erzählt mir immer wieder mal ein Freund, der für die Medienarbeit eines Ministers verantwortlich ist. Die Formel lautet »Geld oder Beton«.

Demnach liegt es im finanziellen Ermessen des jeweiligen Politikers, wie er medial in manchen Medien performt oder eben nicht. Und welchen Stellenwert die Politik in diesem Lande hat, konnte man bei den Sommergesprächen eines Armin Wolf im österreichischen Fernsehen verfolgen. Ein Format, in dem der Moderator die Gesprächspartner meist nur über das reden lässt, was er selbst für gut befindet. Ich hätte auch einiges zur aktuellen Politik anzumerken, aber solche Umgangsformen braucht sich sonst niemand in diesem Land gefallen zu lassen. Vielleicht sollte der »Scharfrichter« des Staatsfunks auf diese Art und Weise einmal seinen Generalintendanten zum medialen Schafott führen. Dann würde er für mich an Glaubwürdigkeit gewinnen! Vielleicht sollte er einmal in der ZIB 2 mit seinem obersten Boss, dem Generalintendanten Alexander Wrabetz, in diesem Stil diskutieren und ihn über den Staatsbetrieb ORF befragen, der trotz Millionen von Steuergeldern ein Fass ohne Boden zu sein scheint; in dem »normale Mitarbeiter« des Kultursenders Ö1 zu Bedingungen arbeiten müssen, die für jeden anderen beamteten Manager

eines Staatsbetriebes am Infodesk des Nachrichtensenders die Hinrichtung bedeuten würde. Ich belasse es bei dieser kleinen Abschweifung vom eigentlichen Thema.

Es ist diese Doppelmoral, die mich in der aktuellen Debatte über Inserate und mediale Kooperationen aus dem Umfeld der Regierung so anwidert. Vielleicht sollten sich Chefredakteure und Journalisten einfach einmal mit den jeweiligen wirtschaftlich Verantwortlichen ihres Mediums an einen Tisch setzen und in kleiner Runde reflektieren, wie manche Inserate, PR-Texte, Beilagen und was auch immer in ein Druckwerk oder *on air* kommen. Vorausgesetzt, viele aus der schreibenden Zunft sind wirklich so unbedarft und ahnungslos, wie sie es teilweise vorgeben. Tagsüber schwärmen die Verkaufsmannschaften aus und versuchen nicht nur, Geld aus der Wirtschaft für ihre Medien zu generieren, sondern gehen ebenso selbstverständlich in Ministerien, Landesregierungen und zu Betrieben der öffentlichen Hand, die eine zentrale Funktion in diesem offensichtlichen Spiel haben. Regierungsstellen und Behörden tun sich sehr schwer, auf direktem Wege an Auftraggeber oder Medien Geld zu transferieren. Um solche Vorgänge zu beschleunigen, bedient man sich dann ausgelagerter Unternehmen im halböffentlichen Sektor, die nahezu in allen Branchen (Energiewirtschaft, Verkehr, Forschung, Gesundheit usw.) tätig sind und wo ein vom politischen Willen abhängiges Management Begehrlichkeiten an eine nächste Vertragsperiode denkend erfüllen muss.

In diesem Umfeld gibt es meist nicht so strenge Kontrollmechanismen, und die Entscheidungswege sind kürzer als auf dem beamteten Dienstweg. Das ist der Status quo, der allseits bekannt ist. Für die Medien ist das Geschäftsfeld Politik, mit allem, was dazu gehört, ein oft überlebenswichtiges, das sehr leicht aktiviert werden kann und mitunter entscheidend dafür ist, ob am Jahresende ein Gewinn zu Buche steht oder nicht. Die Politik jedoch unterliegt der Fehleinschätzung, dass die von ihnen eingekauften Berichterstattungen, Kooperationen, Veranstaltungsserien oder PR-Texte politisches Handeln ersetzen könnten. Aber das ist eine andere Geschichte.

Gerhard Scheucher, MBA, geb. 1966, ist seit Mitte der Neunzigerjahre als Strategieberater tätig. In Sachbüchern und als Vortragender beleuchtet er die Lebenswelt des Menschen im 21. Jahrhundert aus mitunter kontroversiellen Blickwinkeln. In seinen letzten beiden Büchern, »Die Kraft des Scheiterns« und »Die Aufwärtsspirale« geht Scheucher dem Phänomen des Scheiterns auf den Grund.



(www.gerhardscheucher.com)